XXV. Jahrgang. Nr. 8. Montags-Ausgabe. Montag, den 6. Januar 1896.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 1

Die Gährung auf dem Balkan.

Von [Nachdruck verboten.]
Stantjeff (-Belgrad).

Vor etwa acht Jahren, unmittelbar nach den denkwürdigen Ereignissen in Bulgarien, denen der Prinz Alexander von Battenberg zum Opfer gefallen war, galt es als eine feststehende Thatsache, daß Rußland auf dem Balkan vollständig abgewirthschaftet und seine Rolle als „Befreier" der christlichen „Rajah" in der europäischen Türkei ausgespielt habe. Um jene Zeit war der Gedanke aufgetaucht, einen „Balkanstaatenbund" zu errichten, dem man in erster Reihe Rumänien, Bulgarien und Serbien angegliedert wissen wollte; von Griechenland war es zweifelhaft, wie es sich zu dieser Gruppirung stellen würde, während das kleine, in seiner Bedeutung stets überschätzte Montenegro als der „einzige Freund" Rußlands galt. Der „Balkanstaatenbund" ist nie zu Stande gekommen; aber, einige Jahre galt es als stillschweigende Abmachung, daß alle Balkanstaaten das gleiche Interesse hätten, gegen das terroristische Vorgehen der russischen Diplomatie auf dem Balkan à la Hitrowo (dem russischen Gesandten in Bukarest) und General Kaulbars Stellung zu nehmen, um nicht von der panslavistischen Hochfluth verschlungen zu werden.

Nur in Rumänien ist dies Gefühl gegen Rußland bis auf die Gegenwart geblieben, da man sich dort noch immer nicht von den Folgen jener zärtlichen Umarmung erholt, welche während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 zwischen dem großen Rußland und dem kleinen Rumänien stattgefunden hat, und man ist in Bukarest stets ernstlich darauf bedacht, derartige Zärtlichkeiten für die Zukunft zu vermeiden. Daran haben die französischen Sympathien nichts ändern können, die unleugbar im Lande vorhanden sind, daran ändert auch nichts die religiöse Gemeinschaft und ebensowenig der heftige und erbitterte Zollkrieg, den Rumänien mit Oesterreich-Ungarn Jahre lang geführt hat.

In den anderen Staaten des Balkans ist seitdem ein vollständiger Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten. Den Anfang hat Serbien gemacht, wo seit der Abdikation des famosen Milan mit Rußland geliebäugelt worden ist, ohne daß man sagen könnte, daß die Serben in Rußland viel Gegenliebe gefunden hätten. Die geographische wie die wirthschaftliche Lage Serbiens weist nothwendig auf einen Anschluß an Oesterreich-Ungarn hin; aber einerseits sind die serbischen Politiker von dem Ehrgeiz besessen, in den europäischen Verwickelungen eine Rolle zu spielen, während die Dreibundpolitik eine friedliche ist und den status quo ante vertheidigt, andererseits tragen auch die ewigen Zollplackereien zwischen Ungarn und Serbien reichlich dazu bei, auch politische Häkeleien herbeizuführen und in Belgrad, wo man den Schaden davon hat, Erbitterung und Gehässigkeit zu erzeugen. Der Kampf, der von ungarischer Seite seinerzeit mit der größten Hartnäckigkeit gegen den „russischen Ochsen" geführt wurde, hat den rumänischen Zollkrieg verschuldet, der der österreichischen Industrie unheilbare Wunden geschlagen hat; der Kampf gegen das „serbische Schwein", dessen Konkurrenz man sich auf dem Steinbrucher Markt vom Halse schaffen will, erzeugt in Serbien eine feindselige Stimmung, welche auf die auswärtige Politik übertragen wird. Die ökonomischen Beziehungen sind im modernen Staate so wichtig, daß sie in der Regel die politischen beeinflussen; es sei denn, daß letztere die wichtigsten Lebensinteressen des Landes berühren und deshalb die intimsten zu einem Staat sein können, mit dem man im ökonomischen Kampf lebt, wie das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn Jahre hindurch gezeigt hat.

In der jüngsten Zeit ging die Nachricht durch die europäische Presse, Jovan Ristitsch, den man seit dem 2./14. April 1893 für politisch todt geglaubt hat, sei wieder auferstanden, um eine politische Rolle in Serbien zu spielen. Um dieselbe Zeit ist der Exkönig Milan in sonderbarer Weise aus Belgrad nach dem Auslande übersiedelt. Beide Thatsachen sind zusammen kombinirt und dahin gedeutet worden, der vielgewandte Exkönig habe mit seiner österreichischen Politik in Belgrad Fiasko gemacht, weshalb er das Feld seinem alten Rivalen Ristitsch geräumt habe. Es mag der Umstand zu diesen tiefsinnigen Betrachtungen beigetragen haben, daß sich der schlaue Jovan Ristitsch für seine, übrigens gewiß bedenksame Kundgebung eine politisch windstille Zeit gewählt, in der jeder Luftzug, namentlich wenn er vom Südosten kommt, empfunden und bemerkt wird.

Wir haben bereits an dieser Stelle unsere Ansicht vertreten, daß der Balkan aufgehört hat, Politik zu machen, daß vielmehr diese stets von außen hineingetragen werden muß. Ohne von einer auswärtigen Macht dazu angeregt zu werden, beginnt kein Balkanstaat irgend welche politische Aktion, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß man dort einem Irrthum zum Opfer fallen kann. Dies haben wir in diesen Tagen erst deutlich in Macedonien gesehen. Die Bulgaren haben den auch anderwärts getheilten Irrthum gehegt, der „neue Herr" in Rußland würde eine aktivere Politik auf dem Balkan betreiben. Daraufhin unternahm man von Bulgarien aus einen Putsch in Macedonien, in der Hoffnung, für das Uebrige würden schon die europäischen Mächte sorgen. Aber diese Hoffnung ist gründlich fehlgeschlagen, und die Türkei hat, da von keiner fremden Seite eine Einmischung versucht ward, kurzer Hand mit den „Befreiern" aufgeräumt.

Auf die Verhältnisse in Macedonien hat der greise Jovan Ristitsch hingewiesen und angedeutet, daß Serbien nun und nimmer dulden würde, daß sich Bulgarien dort festsetze. Ristitsch war sogar liebenswürdig genug, die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien nachträglich zu sanktioniren und den Krieg, welchen Serbien deshalb gegen Bulgarien geführt, zu tadeln. Hingegen werde man gegen eine bulgarische Aktion in Macedonien „nicht allein" stehen. Letzteres ist sehr wichtig, denn in der That ist Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit, und Serbien hat alle Ursache dazu, sich in dieser Art von Tapferkeit zu üben; aber was die dunkle Redensart von den Alliancen bedeutet, kann nicht so recht klar werden. Napoleon III. pflegte stets zu sagen, man dürfe keinen Krieg beginnen, ohne die Hände voll von Alliancen zu haben. Der famose Herzog Gramont begann aber einen sehr verhängnißschweren Krieg mit Alliancen, die er nicht in den Händen hatte, sondern die nur so in der Luft schwebten, — die Folgen sind bekannt. Wenn, wie angedeutet wird, von serbischer Seite auf die Türkei gerechnet wird, so ist dies für die Pforte gewiß sehr schmeichelhaft; aber die Türken werden schon in Macedonien auch ohne die serbische Hilfe fertig, hingegen hat man am Bosporus von jeher einen Widerwillen gegen die Belgrader „Kaschardiki", die sich nie als zuverlässig erwiesen haben, und deren Wort stets gegeben wird, um gelegentlich gebrochen zu werden.

Man braucht sich aber deswegen nicht zu beunruhigen. In der europäischen Türkei wird alles beim Alten bleiben, so lange Rußland es für gut findet, und Rußland findet es für gut, auf den englischen Leim nicht zu gehen und trotz aller Alarmnachrichten über „armenische und macedonische Greuel" den Muth der Kaltblütigkeit zu bewahren und nach wie vor in Asien auf der Lauer zu stehen, ohne sich, wie einst, für das „bischen Bulgarien" in besondere Kosten zu stürzen. Es ist gewiß für die Türkei unangenehm, in Macedonien die bulgarische Hetze auf dem Halse zu haben und dabei stets vorsichtig vorgehen zu müssen, aus Furcht, Rußland oder England könnten die Gelegenheit benutzen, mit der Türkei Händel anzufangen. Aber die türkische Diplomatie war stets sehr gut unterrichtet und durch eine vorzügliche Witterung ausgezeichnet; sie wird es daher wohl gemerkt haben, daß die russische Politik vorläufig ihr Augenmerk nicht auf Konstantinopel richtet, und daß England, welches wegen Armenien so arg gedroht hat, nur seine schlechte Laune dokumentirt hat, an der die Türkei am allerwenigsten die Schuld trägt.

Rußland und England messen sich jetzt in Asien, und da England isolirt dasteht, während Rußland die Alliancen sozusagen in den Schooß fallen, so ist es kein Wunder, daß das Inselreich sich unbehaglich fühlt und den Balkan als Blitzableiter benutzen möchte. Aber sich darüber zu beunruhigen, dafür liegt kein Grund vor. Es wäre sehr gut, wenn die anderen europäischen Staaten, namentlich Deutschland und Oesterreich, sich daran gewöhnen wollten, gleich Rußland die Vorgänge auf dem Balkan mit mehr Kaltblütigkeit zu beobachten.

Die Strafgesetzgebung der Gegenwart.

Von [Nachdruck verboten.]
Dr. Leo Horn.

Die Augen der wissenschaftlichen Welt Europas sind auf ein von der J. K. V. (Internationalen Kriminalistischen Vereinigung) begonnenes Werk gerichtet, „Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung", dessen erster Band, „Das Strafrecht der Staaten Europas" bereits erschienen ist.*) Die Anregung zu diesem mit ungeheuren Schwierigkeiten verbundenen Werke ist im Jahre 1890 von Professor v. Liszt-Halle ausgegangen, der auch die Durchführung des Planes mit eiserner Energie übernommen und geleitet hat. Zwar existiren bereits einige vergleichende Zusammenstellungen der wichtigeren Strafgesetze — wir nennen nur das fünfbändige Werk von Weil und v. Kamptz (1838/41) —, allein schon der erste Band des von der J. K. V. geplanten Unternehmens hat sie alle aus dem Felde geschlagen und zwar: durch die Einbeziehung aller geltenden Strafrechte Europas in die Darstellung, durch die Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung, der Literatur und Judikatur sowie der Spezialgesetze und endlich durch die Darstellung selbst, welche entweder Angehörige des betreffenden Landes oder, wo dies nicht anging, die berufensten Kenner seines Rechtes übernahmen. So bleibt dem vor-

*) Verlag von Otto Liebmann, Berlin 1894.

Nummer Dreizehn.

Erzählung
von [Nachdruck verboten.]
[3. Fortsetzung.] **Salvatore Farina.**

Als der Cavaliere Codicini — überzeugt, daß er von seiner früheren Geliebten ein wenig gehaßt und deshalb um ein Haar daran sei, wieder ein wenig von ihr geliebt zu werden — an einem Tage derselben Woche Diego Corona aus der Hausthür kommen sah, um nach seinem Wechselbüreau zu eilen, faßte er einen gewaltigen Muth, rief alle Heiligen an, erstieg langsam die Treppe, und nachdem er eine Weile den Knopf der Klingel betrachtet, aber nicht gewagt hatte, ihn zu berühren, that er es so zaghaft, daß der Schall das Dienstmädchen nicht aus der Küche rief. Aber ein heldenmüthiger Entschluß zieht den anderen nach sich; der Cavaliere drückte lange auf den Knopf und bereitete sich nach einer kurzen Pause bereits vor, die Dosis zu verdoppeln, als das Mädchen an der Eingangsthür erschien und fragte: „Wer ist da?"

Und ehe noch der Cavaliere hereineilte und sich nannte, schien ihm die Pforte seiner Glückseligkeit schon weit aufgethan.

„Ist die Signorina zu Hause?"

„Ich weiß nicht," erwiederte die Dienerin, denn so hatte man sie angewiesen zu sagen; und indem sie den Besucher im Vorzimmer ließ, aber näher der Eingangsthür als jeder anderen, ging sie, um nachzusehen.

Und bald darauf kam sie mit dem Bescheid zurück, die Signorina sei ausgegangen.

„Haben Sie ihr meinen Namen genannt?" fragte schlau der Cavaliere.

„Ja; aber sie war nicht zu Haus."

Fast ohne sich dessen bewußt zu werden, fand sich der Liebende wieder vor der Eingangsthür und dann auf der Treppe und dann auf der Straße; dort erst blieb er stehen, um über seinen Fall nachzudenken.

Daß die Signorina daheim war, daran konnte er nicht zweifeln, aber sicherlich hatte sie, vor das Zusammentreffen mit ihrem einstigen Liebhaber gestellt, nicht den Muth dazu gefühlt. Warum sollten auch die Frauen stärker als die Männer sein? War denn nicht der Cavaliere zweifelhaft, ob er, in den Salon gewiesen, lebend und heil dahin gelangen würde? Und wenn ihn etwas über seinen Mißerfolg tröstete, war es nicht der Aufschub dieser so ersehnten Unterredung? Also?

Alles wohl erwägend, sah der Cavaliere ein, daß er eine große Unklugheit begangen hätte, wenn er wie ein Donnerschlag vor dem geliebten Mädchen niedergefallen wäre; aber da er doch die „entsetzliche Nothwendigkeit" aufklären mußte, wenn er seine frühere Stellung wiedererlangen wollte, so beschloß er, den Vater am Eingang zum Büreau zu erwarten, ihn auf der Straße festzuhalten und alles klar zu legen.

Nun hatte aber an jenem Tage Diego Corona das Büreau später verlassen, der Cavaliere hingegen fürchtete, zu spät gekommen zu ein: so erstieg er denn abermals Tizias Treppen.

Und er fand uns beisammen, weil ich zwei Stunden bei meiner lieben Freundin zugebracht hatte; und ich war eben im Begriff, fortzugehen, als die Glocke uns Eines Besuch ankündigte.

Als wir hörten, daß es Codicini sei, welcher nach dem Papa fragte, schwankten wir lange.

Sollten wir den Salon verlassen, damit er eintrüte?

Ja, das war am besten; aber dann verlangte Tizia, daß ich bliebe, und inzwischen ließ mir Brigida den Risotto anbrennen, und der Thunfisch in Pomidorosauce würde nach der Kasserolle schmecken.

Doch der Cavaliere konnte auch im Vorzimmer warten, und dann wäre es mir möglich gewesen, unbemerkt ihm vor der Nase vorbeizuschlüpfen.

Zum Glück wurde unsere Ungewißheit durch einen neuen Glockenschall unterbrochen.

„Es ist der Papa!" sagte Tizia, welche ihn an seiner Art, zu klingeln, erkannte.

Sofort, während das Mädchen ins Vorzimmer eilte, und wir in Tizias nahes Stübchen, und der Papa und der Cavaliere sich schweigend in den Salon begaben, sprach Tizia, alle Unentschlossenheit abschüttelnd, in heftigem Zorn:

„Es ist eine wahre Verfolgung. Was denkt er, durch diese elende Komödie zu gewinnen? Ich weiß es wirklich nicht. Sicherlich so viel, daß ich ihn wieder zu hassen anfange, er hat mich jetzt genug gequält."

In schweigendem Uebereinkommen horchten wir ein Weilchen stumm, was der Cavaliere zu Diego Corona sagen würde. Er schwieg, bis sie in den Salon bis zum Sopha gelangt waren.

„Nehmen Sie Platz," ersuchte ihn wenig freundlich Signor Corona.

Der Cavaliere that es schweigend; dann nahm zunächst wieder Tizias Papa das Wort, diesmal weniger herb, vielleicht wegen des jämmerlichen Anblicks, welchen er vor Augen hatte.

„Wollen Sie mir sagen, was Sie zu mir führt?"

Jetzt seufzte der Cavaliere tief auf, und dieser Seufzer drang durch die angelehnte Thür bis zu meinem Mitgefühl, nicht aber bis zu Tizias Herz.

Sie murmelte verächtlich: „Komödiant!" Ohne eine Miene zu verziehen, blickte sie auf die Wand ihr gegenüber.

Aber der Cavaliere sprach leise; sein langes Flüstern wurde von Diego Corona nicht unterbrochen, erreichte uns aber leider nicht.

Dann fragte Diego Corona mit milderer Stimme, was er thun könne, um diesen Schatten eines für immer entschwundenen Schwiegersohnes zu befriedigen.

Und der Cavaliere Codicini wußte nichts zu erwiedern.

Nach langem Schweigen erscholl die Stimme Diego Coronas, welcher, wie mir schien, erklärte, daß er seinerseits nichts dagegen einzuwenden fände, wenn die Sache wieder eingeleitet würde, daß er aber stark vermuthe, seine Tochter wolle nicht mehr.

„Aber wenn sie alles erfährt! Denn ich werde ihr alles sagen..."

„Wenn sie es will!"

Ich blickte in das unbewegliche Gesichtchen meiner Freundin; sie schaute immerfort die Wand an, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Soll ich es ihr sagen?..."

Ich hörte die Antwort nicht, aber gleich darauf trat Diego Corona in die Thür; er sah uns eine Weile an, und da Tizia ihre Stellung beibehielt, den Blick wie an die Wand gefesselt, machte er die Thür hinter sich zu und näherte sich seiner Tochter auf den Fußspitzen.

Er erfaßte das bleiche Köpfchen mit beiden Händen und streichelte ihr lange die Stirn.

„Willst Du?" fragte er.

Tizia schüttelte den Kopf.

„Was will er mir bekennen, das er nicht auch meinem Vater gestehen kann? Und was kann es sein, daß ich es zuvor muß wissen wollen? Sage ihm, ich begehre nichts zu wissen."

Diego Corona liebkoste nochmals das blasse Gesichtchen, weil er